



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: An der Wende des Jahrhunderts

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Am der Wende des Jahrhunderts

In ascendente domo



Ieder, wie vor Jahresfrist, steht die Weltlage unter dem Schatten eines großen Krieges, als wenn uns der Haager Friedenskonferenz und all dem unklaren Gerede der „Friedensfreunde“ gegenüber recht eindringlich die uralte Wahrheit eingeschärft werden sollte, daß die großen Lebensfragen der Völker nicht durch Reden und Schiedsgerichte gelöst werden, sondern durch Blut und Eisen, durch die gewaltigen Entladungen der physischen, geistigen und sittlichen Kräfte eines Staats, die wir den Krieg nennen. Überzeugender, als jemals der größte Redner, bringt er die starken und die schwachen Seiten einer Nation ans Licht, er ist in der That das Examen rigorosum der Völker. Beide Kriege, der spanisch-amerikanische und der südafrikanische, zeigen manche verwandten Züge. Sie sind beide großkapitalistische Raubzüge unter dem Deckmantel des Kampfs um die Freiheit unterdrückter Volksteile, und sie sind begonnen worden von dem eroberungslustigen Angelsachsentum diesseits und jenseits des Weltmeers, das in seinem Hochmut wähnte, zur Beherrschung der ganzen Erde berufen zu sein. Aber während die Nordamerikaner trotz ihres elenden, für einen großen Krieg ganz unzulänglichen Heerwesens im wesentlichen durch ihre Maschinen- und Geschütztechnik den schlecht gerüsteten und schlecht geführten Spaniern eine Niederlage nach der andern beibrachten und ihnen die Perle der Antillen entrissen, sind die Engländer auf den heervernichtenden Widerstand eines kleinen Volks in Waffen gestoßen, und ihre Söldnertruppen verbluten sich unter einer wahrhaft kläglichsten Führung diesen verachteten Bauern gegenüber, wie vor mehr als dreihundert Jahren die Bataillone des spanischen Weltreichs an den Mauern der niederländischen Städte zerschellten. Und wie sich an diesen die Macht des spanischen Weltreichs brach, so ist dieser frevelhaft herausbeschworne und vorschnell begonnene Burenkrieg zu einer furchtbaren Krisis des britischen Weltreichs geworden. Das beginnt jetzt sogar der Hochmut der Engländer zu

Grenzboten I 1900

begreifen. Sie sehen den Ruf ihrer militärischen Überlegenheit, auf dem ihre Weltherrschaft wesentlich beruht, durch unaufhörliche blutige Niederlagen auf dem eignen Boden erschüttert oder vernichtet, sie sehen ihre Generale einen nach dem andern sich abnutzen, sie sehen den wachsenden Aufstand der Buren im Kaplande, der ihnen den Boden unter den Füßen wegzieht. Was sie an vorhandenen Truppen noch nach Südafrika werfen können, das füllt kaum die klaffenden Lücken ihrer Regimenter und ist wertloses Volk, und was die australischen und kanadischen Koloniallande senden, das hat eine so geringe Stärke, daß es gar nicht ins Gewicht fällt. Auch wenn jetzt die Milizen aufgeboden und Freiwillige aufgerufen werden, so sind das keine geschulten Truppen, und England hat weder zu ihrer Ausbildung noch zu ihrer Ausrüstung die Mittel bereit. Grell treten die Früchte einer jahrhundertelangen vielbewunderten Entwicklung zu Tage. Der Mangel eines starken, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeres, worin die Engländer seit zweihundert Jahren ein Palladium ihrer bürgerlichen Freiheit sehen, und das energische Gefühl für persönliche Unabhängigkeit erweisen sich jetzt als eine tödliche Schwäche ihres Staatswesens. Schon jetzt darf man sagen: mit diesem Heerwesen, mit dieser völlig veralteten Taktik werden sie die Buren niemals überwinden und den Verlust Südafrikas, der den Zusammenbruch ihrer Weltherrschaft einleiten kann, nicht abwenden. Die Frage ist nur, ob sich dieses Heerwesen in absehbarer Zeit ändern läßt, ob dieses gänzlich un militärische Volk, in dessen Augen der rote Rock nicht ein Ehrenkleid ist, sondern eine Schande, und das hoffärtig wähnte, sein Reich mit dem erkaufte Blute seiner verlorne Söhne behaupten zu können, die Last des persönlichen Wehrdienstes auf sich nehmen wird, und ob, auch wenn dies im Mutterlande geschieht, sich die Kolonien dieselbe Last auflegen lassen werden. Bald wird es selbst in jenem Falle klar werden, daß das englische Volk, das keinen Bauernstand mehr hat, gar kein modernes Heer mehr aufbringen kann, und daß es mit seinen 40 Millionen (das unsichere Irland mitgerechnet) nicht menschenreich genug ist, ferner die Herrschaft über die Hunderte von Millionen Menschen außerhalb Europas gegen die Unzufriedenheit der Unterthanen und gegen auswärtige Bedrohung mit den Waffen behaupten zu können, wie es einst Holland an sich erfahren hat. Denn Männer schlagen die Schlachten, nicht das Gold.

Allerdings, England hat schon genug schwere Krisen siegreich überstanden. Es hat vor hundert Jahren Napoleon I. die Wage gehalten, vor vierzig Jahren die indische Empörung in verzweifelte Kämpfe niedergeschlagen. Aber heute ist die Weltlage viel ungünstiger als damals. Gegen Napoleon I. fand England für sein Gold immer wieder festländische Bundesgenossen, die ihm die Last des Kampfes abnahmen, heutzutage ist keine festländische Macht um englische Subsidien zu haben. In Indien standen die Briten nur fanatischen Orientalen gegenüber, Rußland hatte damals weder in Turkestan, noch in der Mongolei Fuß gefaßt, und Frankreich war halb und halb Englands Bundesgenosse; heute kämpft England mit Gegnern europäischer Abkunft und Aus-

bildung, Rußland steht an der Nordgrenze Frans, am Hindufusch und am chinesischen Meere, Frankreich ist tief verfeindet mit ihm. Und darüber hinaus bricht die Sympathie für die Buren in ganz Europa mit so unerhörter Einmütigkeit hervor, wie es kaum jemals in ähnlichen Fällen geschehn ist. Sie wurzelt nicht nur in dem allgemein menschlichen Mitgefühl für die schwächere Partei, die von einem Riesen vergewaltigt werden soll, sondern ebenso sehr in der tiefen Abneigung gegen die Gewaltthätigkeit und Heuchelei, die von jeher die britische Reichspolitik kennzeichnen. Wohl am stärksten tritt sie, abgesehen von dem den Buren am nächsten verwandten Holland, in Deutschland hervor. Die Depeschen vom Kriegsschauplatz werden mit einer Ungeduld erwartet und mit einer leidenschaftlichen Theilnahme verschlungen, als ob unsre eignen Truppen vor dem Feinde stünden; die Sammlungen für die Buren finden überall den lebhaftesten Anklang, und die Schuljugend spielt Buren und Engländer, wobei niemand gern Engländer sein will, weil diese immer geschlagen werden. Es zeigt sich auch hier wieder die alte Erfahrung: wenn sich der Deutsche für eine politische Frage ernsthaft interessieren soll, muß er mit dem Herzen dabei sein.

Ginge es dieser öffentlichen Meinung nach, so müßten Deutschland, Frankreich und Rußland womöglich morgen den Krieg an England erklären. Die Regierungen müssen mit dieser Volksstimmung rechnen, denn sie können nicht wissen, ob sie sie nicht einst verwerten müssen, aber es sieht zunächst nicht so aus, als ob sie ihr nachgeben würden. Frankreich weiß noch von dem Tschodafalle her, daß es den Engländern zur See nicht gewachsen ist, und daß es in kolonialen Fragen nicht auf den Beistand Rußlands zählen darf. Rußland ist nicht nur durch die von ihm ausgegangne Veranstaltung des Friedenskongresses einigermaßen gebunden, sondern seine sibirische Eisenbahn braucht noch Jahre zur Vollendung, und seinen Weg nach dem offenen Indischen Ozean scheint es jetzt mehr durch die wirtschaftliche Eroberung Persiens als durch einen Alexanderzug nach Indien zu suchen. Möglich, daß beide Mächte zunächst an einen gemeinsamen Schritt zu Gunsten der Buren gedacht haben, dann ist Deutschland dafür nicht zu haben gewesen.

Es giebt bei uns genug Stimmen, die der Reichsregierung, also vor allem dem Kaiser, aus dieser kühlen, reservierten Haltung einen Vorwurf machen und darauf hinweisen, daß Fürst Bismarck immer vor einem engeren Einvernehmen mit England gewarnt habe, weil uns das der Gefahr einer Entfremdung Rußlands aussehe. Nun, es kann offenbar weder von dem einen noch von der andern die Rede sein. Vor seiner Rückkehr nach Rußland hat der Zar in Potsdam einen mehrtägigen Besuch gemacht, und wenn dann unser Kaiser den längst beabsichtigten Familienbesuch in England abgestattet hat, so sollte man sich sagen, daß es eine unverkennbare Unfreundlichkeit gegen England gewesen wäre, wenn er ihn unterlassen hätte, zumal jetzt, nachdem soeben der Samoavertrag abgeschlossen worden war. Eben dieser ist offenbar auch der Grund für die Unterredung des Kaisers mit Chamberlain gewesen. Zum Überfluß hat auch noch Graf Bülow am 11. Dezember das unverantwortliche

Gerade des englischen Kolonialministers von einem englisch-deutsch-amerikanischen Einvernehmen so deutlich wie möglich zurückgewiesen. Warum aber sollte sich unsere Regierung zu England feindlich stellen? Wir haben unsere Interessen zu wahren, schlechthin nur unsere, und diese Interessen verbieten uns schlechtlweg es jetzt irgendwie auf einen Seekrieg ankommen zu lassen. Der Dreibund ist für außereuropäische Verwicklungen nicht vorhanden, und selbst wenn dies der Fall wäre, würde er uns wenig helfen, denn Österreich ringt in endlosen, ermüdenden Kämpfen, für die sich allmählich die Teilnahme auch des eifrigsten Alldeutschen abstumpft — und die sich auf dem Wege des parlamentarischen Regiments ganz gewiß nicht beenden lassen werden, sondern höchstens durch einen starken, monarchischen Willen —, noch immer um die Grundlagen seiner staatlichen Existenz, den Ausgleich zwischen seinen tief verfeindeten Nationalitäten, deren Zwiespalt auch sein Heerwesen zerfrisst. Italien aber bedarf für die Reformen, die auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen Lebens geplant werden oder in Angriff genommen sind, nichts so dringend als des Friedens. Und wer bürgt uns dafür, daß wir bei einem Konflikt mit England den Beistand Rußlands und Frankreichs finden? Keine Macht würde bei einem solchen mehr aufs Spiel setzen als wir. Denn nur im Frieden ist Deutschland zur zweiten Handelsmacht der Welt emporgestiegen, und nur im Frieden kann sich zunächst unsere hoffnungsreiche Kolonial- und Weltpolitik weiter entwickeln. Und in der That, sie hat in einem Jahre drei große Erfolge errungen. Aus der spanischen Erbschaft sind uns die Karolinen zugefallen; die vielumkämpften Samoainseln, auf denen unsere Ehre verpfändet war, sind bis auf einen kleinen abgelegnen Teil in unsern Besitz übergegangen, und die Konzession für den Bau der Bagdadbahn ist den deutschen Unternehmern so gut wie gesichert. So ist gleichzeitig unsere Stellung in der Südsee verstärkt worden, und im türkischen Orient hat sich uns ein unabsehbares Feld geöffnet: der kürzeste Weg nach Indien wird dereinst in deutschen Händen sein und für den ganzen Westen und Norden Europas durch Deutschland führen!

Das alles ist uns nun nicht mühelos in den Schoß gefallen, sondern den widerstreitenden Interessen anderer Mächte durch kluge Benutzung der Umstände mühsam abgerungen worden, Samoa den Engländern und Amerikanern, die asiatische Bahnkonzession der Eifersucht Englands und Rußlands auf einem Gebiet, wo bisher nur diese beiden Mächte einander als Nebenbuhler gegenübergestanden und an einen dritten Mitbewerber kaum gedacht hatten. Unbeirrt, keineswegs im „Zickzackkurs,“ wie man wohl zu spötteln beliebt, ist die deutsche Politik hier ihres Wegs gegangen, sie ist weder englisch noch russisch gewesen, sondern eben deutsch. Und der Erfolg für unsere Weltstellung? Nicht geringschäßig angesehen wird Deutschland, sondern beneidet und umworben, und mit Recht äußerte jüngst ein großes römisches Blatt, der deutsche Kaiser sei heute der Schiedsrichter der Welt in dem Sinne, daß er durch seine Haltung ein festländisches Bündnis gegen England verhindert und dadurch der Welt den Frieden erhalten habe.

Doch die Ziele der deutschen Weltpolitik sind nicht auf die Erwerbung einiger Inselgruppen in der Südsee und auf türkische Eisenbahnbauten beschränkt, sie liegen viel weiter, viel höher als noch vor zehn oder gar vor zwanzig Jahren. Denn mit der unaufhaltbaren Entwicklung der Weltpolitik, die sich unter dem Drucke wirtschaftlicher Vorgänge, der Ausbildung des Welthandels und der Kolonisation, vollzogen hat, hat sich die Gruppierung der Mächte und ihre Geltung verschoben. Die alten europäischen Großmächte sind nicht mehr gleichwertig, und außereuropäische sind dazu getreten. Voran stehen heute die drei Riesenmächte, das britische Reich, Rußland und Nordamerika, die alle drei in fremde Erdteile übergreifen und sich wirtschaftlich im wesentlichen selbst genügen können; auf der andern Seite sehen wir Österreich, Italien und Japan, die entweder gar keine oder nur wenig bedeutende Kolonien besitzen, aber — von Österreich abgesehen, das gar nicht kolonisieren kann, weil es kein Nationalstaat ist, sondern ein auseinanderstrebendes Völkergemisch — bei ihrer rasch wachsenden Bevölkerung ein lebhaftes Ausdehnungsbedürfnis haben. Deutschland und Frankreich gehören weder zu der einen noch zu der andern Gruppe. Frankreich hat sich zum zweitenmale in Afrika und Südasien ein großes Kolonialreich aufgebaut, aber das ist mehr ein Ergebnis seines politischen Ehrgeizes als eine wirtschaftliche Notwendigkeit, denn seine Menschenkraft und sein Unternehmungsgeist reichen nicht aus, es für das Mutterland wirklich nutzbar zu machen, und seine Flotte steht hinter der englischen trotz aller Anstrengungen noch weit zurück. Auch Deutschlands Beziehungen und Besitzungen sind längst nicht mehr auf Europa beschränkt; seine wirtschaftlichen Interessen umspannen den Erdball, und es hat auch politisch in drei Erdteilen Fuß gefaßt, in Afrika, Australien und Asien, an allen drei Ozeanen, aber es kann sich wirtschaftlich noch nicht selbst genügen, es bedarf, um zu leben und zu arbeiten, der Zufuhr aus aller Welt und des Absatzes in alle Welt, es ist von dem guten Willen anderer Länder in hohem Grade abhängig. Es kann nicht in dieser Lage verharren, ohne seine Existenz und seine Zukunft von dem Belieben anderer Mächte abhängig zu machen; es kann aber auch nicht daran denken, selbst eine Weltmacht neben jenen drei Riesenreichen zu sein, denn dafür ist auf der Erde kein Raum mehr, und selbst wenn etwa das britische Weltreich zerfallen sollte, so würden dadurch doch die Siedlungen der angelsächsischen Rasse nicht zerstört, ihr wirtschaftliches Gewicht als Ganzes kaum vermindert werden. Was es will und wollen muß, das hat Graf Bülow in seiner großartigen Programmrede vom 11. Dezember mit voller Deutlichkeit ausgesprochen; es will sich nicht mehr von andern Völkern „auf die Füße treten lassen“, es will im nächsten Jahrhundert nicht mehr Umboß sein, wie es so lange gewesen ist, sondern Hammer, es will „seinen Platz an der Sonne.“ Wenn man einhält, die Welt sei verteilt, so vergißt man, daß keine Teilung der Welt für die Ewigkeit besteht, sondern daß die Erde, oder was man in Europa davon kannte, in jedem Jahrhundert der neuern Geschichte neu verteilt worden ist. Im sechzehnten Jahrhundert teilten sich die Spanier und Portugiesen in den Erdball, im siebzehnten

und achtzehnten Jahrhundert traten die Holländer, Engländer und Franzosen meist auf Kosten der iberischen Nationen hinzu, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts nahmen die Engländer den Holländern und Franzosen den größten Teil ihrer Kolonien ab; im neunzehnten Jahrhundert eroberte Rußland von ältern Anfängen aus das ganze nördliche Asien, und endlich traten Deutschland und Nordamerika auf den Plan. Doch auch wenn das zwanzigste Jahrhundert keine Neuverteilung des jetzigen Kolonialbesitzes bringen sollte, so harren doch die schwersten Probleme der Lösung. Das südafrikanische Problem ist soeben ganz neu gestellt worden, es berührt auch sehr bedeutende deutsche Interessen, denn dort handelt es sich um mehr als 500 Millionen deutschen Kapitals, um Tausende von dort angesiedelten Deutschen, um die Zukunft eines uns nahe verwandten Volkstums. Es ist gar nicht denkbar, daß wir diese Interessen aufopfern sollten, wenn wir auch ihre militärische Vertretung den tapfern Büren überlassen müssen und getrost überlassen können. Die orientalische Frage ist noch immer nicht ganz gelöst; es ist sogar zweifelhaft, ob die Methode, nach der sie in Europa wenigstens zum Teil gelöst worden ist, die Herstellung kleiner selbstständiger christlicher Staaten, auch nur hier etwas Dauerhaftes geschaffen hat, und ganz sicher, daß sie auf Asien, wo die Christen nur schwache, zerstreute Minderheiten sind, überhaupt nicht anwendbar ist. Hier könnte vielmehr eher eine Art von Reorganisation der türkischen Herrschaft unter europäischer Leitung eintreten, wie sie sich in Ägypten unter englischem Protektorat vollzogen hat, oder eine Aufteilung des ganzen ungeheuern Gebiets unter fremde Mächte. In beiden Fällen ist Deutschland aufs stärkste beteiligt; denn der alte Bismarcksche Satz, daß wir im Orient keine direkten Interessen hätten, trifft längst nicht mehr zu, das kann nicht oft und nicht entschieden genug betont werden. Ein ganz ähnliches Problem liegt in China vor; wenigstens besteht dort die Frage nach einer Art von Teilung des ungefügen Riesenkörpers in die „Interessensphären“ der großen Mächte, einer Teilung der volkswirtschaftlichen Herrschaft. Wieder anders liegt das mittel- und südamerikanische Problem. Denn daran ist gar nicht zu denken, daß diese herrlichen Länder für alle Zeiten den Mischrasen überlassen bleiben könnten, die nach dem Falle der spanischen und der portugiesischen Herrschaft, einige Ausnahmen abgerechnet, in ihren sogenannten Republiken aus dem Wechsel zwischen wüster Anarchie und brutalem Despotismus gar nicht herauskommen; und ebenso wenig können die europäischen Völker zugeben, daß die Union auf Grund der für uns schlechterdings nicht verbindlichen Monroe doktrin, an die sie sich selbst nicht mehr kehrt, ihnen hier die Thür verschließt. Denn Deutschland hat in Südbrasilien, Italien in Argentinien Zehntausende von Ansiedlern seines Bluts, die an ihrem Volkstum eifrig festhalten und ihre Zahl wie ihr Gebiet beständig vergrößern. Unmöglich können beide Länder zulassen, daß diese Volksgenossen nur für fremde Größe arbeiten.

Angeichts dieser mit jedem Jahre deutlicher hervortretenden weltpolitischen Probleme ist nichts nötiger als das, was die Reichsregierung mit aller Offen-

heit und vollem Nachdruck verlangt, eine starke Flotte. Gegen wen sich die Spitze dieser Maßregel vornehmlich richtet, ist gar nicht zweifelhaft. Frankreich wird durch die Natur der Dinge immer mehr an die Seite Deutschlands gedrängt, und schon jetzt vertragen sich im Auslande Franzosen und Deutsche vortrefflich; mit Rußland stehn wir im besten Einvernehmen, und in den leitenden Kreisen Nordamerikas besteht der lebhafteste Wunsch, mit uns in Frieden und Freundschaft zu leben. Die Macht, mit der wir im schärfsten wirtschaftlichen Konkurrenzkampf stehn, also unser zukünftiger Gegner, ist England. Das weiß auch längst unsre Marine. Es ist das nicht in dem Sinne der Fall, als ob wir unter allen Umständen Krieg mit ihm führen müßten; was geschehen kann, um einen für beide Teile furchtbaren und verlustvollen Zusammenstoß abzuwenden, das wird unsre Politik ganz gewiß thun. Aber das wird nur möglich sein, wenn sich England entschließt, uns fortan als gleichberechtigt zu behandeln, uns den Platz an der Sonne zu gönnen, und dazu wird es sich nur dann entschließen, wenn es mit der deutschen Flotte als mit einem gefährlichen, also beachtenswerten Gegner zu rechnen hat. Dazu wird die schwere Erschütterung seines Ansehens in der Welt durch seine Niederlagen in Südafrika und durch die Unfähigkeit seiner Generale mächtig beitragen, denn dadurch wird England bescheidner werden und vielleicht für uns einmal ein brauchbarer Bundesgenosse, der nicht bei jedem Vertrage von vornherein den Löwenanteil für sich beansprucht. Eine friedliche Verständigung aber mit England wäre jedem noch so siegreichen Kriege gegen England unendlich vorzuziehen, und die Hoffnung braucht man nicht aufzugeben, daß sich auf diesem Wege ein gerechtes Gleichgewicht der Mächte in der Welt herstelle, wie es in Europa besteht. Von diesem Standpunkt aus können der Reichsregierung die lebhaften Sympathien des Volks für die Buren nur willkommen sein. Sie haben das Bewußtsein der Stammes- und Interessengemeinschaft zwischen dem deutschen und niederländischen Volkstum in ganz überraschender Stärke erweckt, sie begünstigen den höchst wünschenswerten engeren Anschluß Hollands an Deutschland, der allein den Niederländern ihren kostbaren indischen Besitz sichern kann, sie tragen mächtig dazu bei, in unserm Volk das Verständnis für die Weltpolitik, also für den Ausbau der Flotte zu fördern.

Hinter diese großartigen Aussichten treten alle Fragen der innern Politik zurück, ja gerade die wichtigsten sind ohne eine glückliche auswärtige Politik nicht einmal lösbar. Für parlamentarische Klopffechtereien wird also das kommende Jahrhundert bei uns kein Feld bieten, es wird den starken Regierungen und den starken Völkern gehören. Der Parlamentarismus ist überall im Sinken, denn er macht, wo er herrscht, die modernen politischen Machtmittel, die Volksvertretung, die Regierenden, die Presse für großkapitalistische Interessengruppen käuflich, öffnet also der schlimmsten Verderbnis den Weg. Danken wir Deutschen Gott, daß wir eine wirkliche Monarchie haben, die nicht aus Furcht vor der sogenannten öffentlichen Meinung und vor künstlichem Zeitungslärm handelt, sondern nur nach ihrer wohlervognen Überzeugung, daß wir

einen Kaiser haben, der sein Volk mit weitem Blick und fester Hand die neuen Bahnen führt. Er teilt jetzt das Geschick Bismarcks in seiner größten Zeit, im eignen Volke verkannt und verspottet zu werden, weil es dem deutschen Eigensinn immer schwer wird, einen bedeutenden Mann zu ertragen, so sehr gerade wir seiner bedürfen, während das Ausland ihn willig anerkennt. Die Zeit wird kommen, wo auch sein Volk ihn besser zu würdigen weiß, als heute im allgemeinen geschieht. Ihn selbst sichts das alles wenig an, weder Verkenning noch Bewundrung, wir aber rufen ihm als seine treuen Gefolgsmannen an der Jahrhundertwende freudig zu: In deinem Lager ist Deutschland! *



Polnische Politik

1. Deutsche und Polen



elter als der Hader in Nordschleswig ist unsre staatlich-nationale Sorge in den polnischen Landesteilen. Über hundert Jahre lang haben wir Posen und wissen noch immer nicht, wie wir es anfangen sollen, dieser Provinz für immer und unter allen Umständen sicher zu werden. Denn Posen bedeutet in Wirklichkeit für uns eine Frage der äußern Sicherheit, eine Frage, die mit unsrer äußern Politik in Zusammenhang steht. Mag eine Ausöhnung der Polen mit den Russen heute noch so fern liegen, so bleibt sie doch möglich, und in jedem ernstern Zusammenstoß wird es für uns von sehr realer Bedeutung sein, ob wir auf 200 Kilometer von Berlin eine Provinz mit völlig staatsficherer Bevölkerung, oder ob wir dort ein paar Millionen von Leuten haben, die durch das Versprechen der Errichtung eines polnischen Staats in feindliche Bahnen hineingerissen werden können. Wir sind darin in einer schlechtern Lage als Rußland, das im umgekehrten Falle durch eine Erhebung seiner Polen lange nicht so bedroht wäre, vielmehr seine polnischen Länder verlieren könnte, ohne in seinem staatlichen Bestande dadurch gefährdet zu werden. Und die Polen haben uns leider nur zu oft laut daran erinnert, daß eine Wiederherstellung Polens als Staat mit dem Wiedererwachen der Ansprüche auf die durch Preußen erworbenen Gebiete der frühern Republik notwendig verbunden sei. Das mag sehr thöricht sein, weil, falls die Frage einer mit deutscher Hilfe zu bewerkstelligenden Errichtung eines polnischen Zwischenstaats einmal an Deutschland herantreten sollte, die Antwort denn doch kaum anders lauten könnte als: nie, solange ein Fußbreit deutschen Bodens damit gefährdet würde. Aber ob thöricht oder nicht, die Polen bleiben bei ihren Wünschen, und wir haben damit zu rechnen.

Um das Ziel zu erreichen, suchen wir die polnischen Landesteile, ihre